

Auch die Polka swingt



Foto: Enja

Michael Riessler steht für den Europäischen Jazz ...



Foto: Mephisto/ECM

... genauso wie Louis Scalvis.

In Amerika hat man gerade erst begonnen, über den Jazz aus Europa zu diskutieren. Der **EuroJazz**, der sich von den afroamerikanischen Wurzeln löst und eigene Traditionen sucht, wirft die Gretchenfrage auf: „Hat der Jazz eine neue Heimat?“ Von Hans-Jürgen Schaal.

Downbeat, das weltweit wichtigste Jazz-Magazin, setzte im Mai 2006 ein europäisches Jazz-Ensemble aufs Frontcover – das enorm erfolgreiche Esbjörn Svensson Trio (e.s.t.). Titel: „Invasion aus Europa“. Viele amerikanische Jazz-Musiker empfanden dies als Provokation, während man sich in Europa eher darüber wundern sollte, dass dies in mehr als 70 Jahren überhaupt die ersten (!) Europäer auf einem Downbeat-Titelbild waren. Was mal wieder zeigt, dass die Jazz-Szene sehr verschieden aussieht, je nachdem, ob man sie von New York, Paris, London, Berlin oder Tokio aus betrachtet. Ein amerikanischer Jazz-Fan wäre wohl sprachlos, schließe er ein deutsches Jazz-Lexikon beim Buchstaben „K“ auf und fände darin über viele Seiten eine Litanei ihm völlig unbekannter Namen: Klatt, Klein, Kleinschuster, Klemm, Knauer, Knispel, Koch, Koch, Koglmann, Köhnlein, Koinzer, Koller, Köllges, Koltermann, König, Konrad, Köppen, Kott, Kowald, Kreusch, Kriegel, Kröger, Kropinski, Kühn, Kühn, Kumpf und Küttner.

Halten wir fest: Jazz wurde aus der sozialen Erfahrung der schwarzen Amerikaner geboren, aus dem Blues und der schwarzen Kirche. Doch schon in seinen Anfängen haben viele europäische Einflüsse den Jazz mitgeprägt: über Immigranten aus vielen Ländern, ihre Instrumente, ihre Lieder. In der Entwicklung des Jazz wirkten zahlreiche europäische Einwanderer der ersten oder zweiten Generation stilprägend: Man denke an den deutschstämmigen Bix Beiderbecke, an Benny Goodman oder Stan Getz mit ihrem russisch-jüdischen Hintergrund oder an den noch in Italien geborenen Joe Venuti. Wichtige Impulse erhielt der Jazz zudem durch europäische Musiker, die aus Karrieregründen für längere Zeit in die USA gingen: etwa die Engländer

Ray Noble, George Shearing, Dave Holland, John McLaughlin, der Schwede Rolf Ericson, der Österreicher Joe Zawinul, die Tschechen Jiri (George) Mraz, Miroslav Vitous, Jan Hammer, der Ungar Attila Zoller. Der belgisch-französische Gitarrist Django Reinhardt gehört sogar zu den bis heute am meisten bewunderten Jazz-Musikern überhaupt; Duke Ellington nannte ihn „eine der wenigen wirklich einzigartigen Begabungen in unserer Musik“.

Dennoch war Amerikas Jazz noch in den 1950er Jahren die Richtschnur und das Ideal für Jazz-Europa. Ob Swing, Bop, Dixie oder Cool: Die europäischen Musiker schlossen sich jedem Trend aus Amerika an und galten als desto besser, je mehr sie sich ihren US-Vorbildern annäherten. Der Jazz-Prophet galt im eigenen Land nur dann etwas, wenn er möglichst „authentisch amerikanisch“ oder gar „schwarz“ klang – auch wenn er aus Castrop-Rauxel oder Fürstentfeldbruck stammte. Das änderte sich erst – wie so vieles – mit den Befreiungsschlägen des Free Jazz. Als die amerikanischen Avantgarde-Musiker in den 1960er Jahren die Song-Strukturen hinter sich ließen und jeder seine eigenen Formkonzepte zu entwickeln begann, war das wie ein Signal an die Jazz-Szenen in aller Welt: Ab jetzt macht jeder sein eigenes Ding.

Der deutsche Jazz-Kritiker Joachim Ernst Berendt sprach von der „Emanzipation“ des europäischen Jazz seit den frühen 1960ern; Jazz-Professor Ekkehard Jost schrieb: „In den Jahren um 1970 (...) fand Europas Jazz zu sich selbst.“ Gospelfiguren und Blues-Skalen, die amerikanischen Wurzeln des Jazz, galten bei den Europäern plötzlich als Klischees. Man wollte weiterhin Jazz spielen, aber ihm die Tradition ab-

schneiden – oder ihm neue Traditionen unterschieben. Nichts anderes taten auch jene Musiker, die damals in der Ferne nach exotischen Musikpraktiken Ausschau hielten und den World Jazz erfanden.

Ein leuchtendes Beispiel, wie man die eigene Tradition zur Grundlage von Jazz machen kann, gab bereits Django Reinhardt (1910–1953). Der Roma-Musiker, der die Virtuosität und Melodik der Zigeunergitarre zum Swingen brachte und damit zur Vaterfigur des „Gypsy Jazz“ wurde, revolutionierte das Gitarrenspiel im Jazz. Aber auch da schon gab es in Amerika Widerstand gegen fremde Einflüsse: „Er spielte nicht, was ich Jazz nennen würde“, sagte der Gitarrist Barney Kessel und nannte Django vielmehr einen „Improvisator im Rahmen seines eigenen Gypsy-Hintergrunds“. Heute empfindet der afroamerikanische Saxophonist Branford Marsalis den europäischen Jazz als „norwegische Folklore“: „Ich verstehe nicht, dass Europäer denken, sie müssten etwas Europäisches in den Jazz integrieren“, sagt Marsalis. Mit dieser Haltung kommt er etwa 60 Jahre zu spät: Es war 1946, als Django Reinhardt von Duke Ellington auf US-Tournee präsentiert wurde. Und auch Ellington selbst hat mit seinen Tschaikowsky- und Grieg-Bearbeitungen häufig genug „Europäisches in den Jazz integriert“.

Django Reinhardt ist eine frühe Symbolfigur des europäischen Jazz

Dank des experimentellen Geists in den Free-Jazz-Jahren schritt die Emanzipation des EuroJazz schnell voran. Dusko Goykovich, der jugoslawische Trompeter, der in amerikanischen Bigbands gespielt hatte, offerierte 1966 auf „Swinging Macedonia“ erstmals Balkanrhythmen und -skalen als Ersatzwurzeln für die Jazz-Improvisation. Das Globe Unity Orchestra machte Arbeiterlieder zu seiner Ausgangsbasis, Bengt-Arne Wallin schwedische Volksmusik, Mike Westbrook die britische Brass-Band-Praxis, Pedro Iturralde den Flamenco, Attila Zoller deutsche Volkslieder aus dem Mittelalter, Marcelo Melis sardische Männergesänge, George Gruntz sogar die Karnevals-Trommler von Basel. Auch in den Ländern des damaligen Ostblocks erblühten

Improvisations-Szenen mit einem jeweils eigenen, national gefärbten Tonfall.

Junge Musiker, die um 1970 in Europa in den Jazz hineinwuchsen, erlebten ihn nicht mehr als Kopie amerikanischer Jazz-Geschichte, sondern als einen offenen Abenteuerspielplatz. Einer dieser Musiker damals war der französische Klarinettist und Saxophonist Louis Slavis, heute eine Symbolfigur des eigenständigen europäischen Jazz. Der US-amerikanische Kritiker Mike Zwerin beschreibt Slavis so: „Er hatte absolut keine Ahnung davon, wie Mainstream-Jazz, Swing, Bebop – wie immer man es nennt – funktioniert. Er verstand nicht das Jazz-Vokabular, die alterierten Akkorde, die Broadway-Songform, die Melodielinien des Bebop.“ Dafür verstand Slavis den

Ausdrucks-Impuls, aus dem der Jazz kommt, und die rhythmische Kraft, die hinter der Jazz-Improvisation steckt. Und er entdeckte Ähnliches in anderen musikalischen Traditionen, etwa in der Volksmusik der Bretagne und Auvergne. Amerikaner könnten abstreiten, dass Slavis' Musik Jazz sei. Er selbst sagt: „Es ist mir egal, ob ich ein Jazz-Musiker bin oder nicht. Aber die Art, wie ich arbeite, ist die Art von Jazz-Musikern. Hauptsächlich bewege ich mich in der Jazz-Szene. Meine Musik ist wie Jazz aufgebaut, schon immer. Und wenn du mich hörst, weißt du, dass ich ein Jazz-Musiker bin.“

Je eintöniger der Mainstream-Jazz aus Amerika in den 1990ern wurde, desto mehr wuchs das Interesse des hiesigen Publikums an World Jazz, Weltmusik und

EuroJazz. Die neue europäische Improvisationsmusik – eine Zeit lang auch „imaginäre Folklore“ genannt – bewegt sich heute ganz selbstverständlich in einem multikulturellen Kontinuum aus Fado, Flamenco, Mittelalter, Banda-Tradition, Musette oder Balkanmetren – mit freiem Durchgang zu Jazz, Rock und Klassik. Beim Klarinettisten und Saxophonisten Gianluigi Trovesi scheinen sich Louis Armstrong und Eric Dolphy zu bergamaskischen Tänzen zu treffen. Der Bassist Renaud Garcia-Fons verbindet mühelos andalusische und bretonische Anklänge. Der Klarinettist Ivo Papasov schmuggelt Jazz-Harmonien in die bulgarische Hochzeitsmusik. Willem Breuker führt sein Orchester im Kurt-Weill-Ton durch Jazz- und U-Musik-Collagen. Carlo Actis Dato springt koboldhaft zwischen allen Volkstraditionen der Welt hin und her. Bojan Zulfikarpasic bringt die Kolo-Tänze seiner serbischen Heimat zum Swingen. Längst hat man auch im Stamm-land des Jazz diese europäischen Wurzeln als alternative Jazz-Traditionen entdeckt: Musiker wie Dave Douglas, Matt Darriau oder Chris Speed improvisieren mit Lust über Polka, Horo, Csárdás und Choček. ■

CD-Tipps

Gianluigi Trovesi, Round About A Midsummer's Dream (1992); Enja/Soulfood
Louis Slavis, Les Violences de Rameau (1996); ECM/Universal
Michael Riessler, Orange (2000); ACT/Edel



Jazz mit andalusischen Anklängen: Renaud Garcia-Fons.